

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. Kreisausgabe Rastatt. 1943-1944 1943

326 (25.11.1943)

Drei Tage Kampf um T.

Badische Grenadiere im Abwehrkampf an der mittleren Ostfront

PK. Die Front ist in diesem Krieg weniger denn je eine Linie, die man auf der Karte zeichnen kann. Sie ist der lebendige Strom der Kräfte von Ringkämpfen. Neben den sichtbaren Wandern steht das saße Schieben und Durchdringen des Gegners, neben der Schaufenstele gibt es das teils unsichtbare Spiel der gesamten Muskulatur. Neben dem operativ weithin entscheidenden Kampfhandlungen, die der Wehrmachtbericht meldet, gibt es den grauen Alltag der ungeschundenen Front, in dem sich die deutschen Soldaten mit Tob, Teufel und den Sowjets erbittert schlagen.

Der Kampf um T. ist nur ein Ausschnitt aus dem gewaltigen Geschehen. Der Bericht über ihn soll hellwetternd für viele andere Punkte der Ostfront gelten. Denn T. ist in den letzten Oktobertagen ein Sinnbild höchster Tapferkeit, Härte und Schlagkraft des deutschen Soldaten geworden. In drei Tagen hat sich hier ein Kampf abgepielt, wie er überall in den Abwehrkämpfen stattgefunden. Nicht immer aber ist ein dramatisches Geschehen so sehr bewegt, so wichtig und so erfolgsreich. Der Kampf um T. — und das muß als Voraussetzung erkannt werden — hat mit der ganzen Ostfront gemeinsam: vier Wochen im fünften Kriegsjahr und vor dem dritten Winter in Rußland, unsere Divisionen haben ihre Kräfte durch jungen Erlass aufgefressen, der noch keine oder nur geringe Kampferfahrung hat — auf der Wehrmachtseite steht die Flut von Menschen und Material, wobei die Menschen vielfach mit der höchsten nur denkbaren Verwertung andere töten, um sich selbst das arme Leben zu fristen. Der deutsche Soldat im Osten ist weit entfernt von tödendem Schlachtenrausch. Er muß sich seiner Haut wehren. Aber er weiß, warum es geht! Das ist seine eigene Haut, das Schicksal seiner Frau, seiner Kinder, seiner Eltern und Geschwister, also seines Volkes ist, wofür er seine Pflicht tut und tapfer ist. Also tut er seine Pflicht, also ist er tapfer wie je zuvor.

Er liegt am westlichen Gang eines Flusses, der im Raum des mittleren Donjers die Front bezeichnet. Hier steht ein Bataillon einer württembergisch-badischen Infanterie-Division, die in der großen Abwehrbewegung manches Ruhmesblatt in ihr Kriegstagebuch heften durfte. Diese Tradition verleiht auch der Bataillionsführer, Hauptmann V., Träger der Eisernen Krone und des Deutschen Kreuzes in Gold, einer Jener als Top berühmt gewordenen Führer der „anspruchsvollen Infanterie“, die doch immer wieder und oft bis zum Letzten und Allerletzten beansprucht wird. Das Bataillon hat am Gang des westlichen Flusses seine Kaserne aufgebaut. Diesseits des Ganges liegt das Dorf T. Die Kaserne hat auf dem Rampe zwei beherrschende Punkte im Gefechtsabstand: einen Friedhof südlich und die Höhe X. nordlich.

Am Morgen des ersten Tages beginnt der Gegner früh um vier mit einem Feuerbeschuss der feindlichen Artillerie auf dem linken Nachbarabschnitt. Zur gleichen Zeit arbeiten sich Sowjets auf die Friedhofshöhe vor und springen unter dem Schutz einer wahren Wasserschleuse von Nebel plötzlich in den Graben der Kaserne. Erbtitterer Kampf! Die deutschen Linien sind verhältnismäßig schwach besetzt. Der Feind kommt in rauhen Mengen. Er kann den Graben aufrollen und nicht nur das: er stößt durch in das Dorf, sogar noch 3 Kilometer darüber hinaus, bis zur Sieblung X. Im Bataillionsabstand stehen mindestens 1000 Sowjets. Der Bataillionsführer läßt seine Männer zusammen, läßt sie sich eintragen und hat schnell einen „Jagd“ zur Rundumverteidigung gebildet. Der „Jagd“ flutet vor. Hauptmann V. rufft erneut einen Stoßtrupp zusammen, verständlich sich mit den Sturmgeschützen und Selbstfahrlafetten, die ihm zur Verfügung sind, und läßt den Sowjets nach. Zwei sowjetische Panzer sind dem Einbruch getötet und drohen ihm Rückzug und Festigung zu geben. Eine Selbstfahrlafette schießt den einen bewegungsunfähigen Grenadiere erledigen die Besetzung durch Handgranaten. Der andere wird mitten im Dorf T. durch Pak vernichtet. Diese zwei T. sind die Wendepunkte des Kampfes. Der Einbruch der sowjetischen Infanterie wird restlos und unter erheblichen Verlusten beseitigt. Aber die Kaserne ist verloren.

Am zweiten Tag Verteilung zum Gegenangriff. Das Regiment sichert Artillerie auf

Sturmgeschütze und Selbstfahrlafetten werden unmittelbare Gefechtskräfte. Die Division in vielen Stoßtruppaktionen bewährten Hauptmanns A. geschickt. Mittags beginnt der Stoß auf die Höhe X. Die Sturmgeschütze mit aufgestellten Grenadiere und eine weitere Kompanie Grenadiere gehen zügig vor. Aber die Sowjets bauen mit Artillerie und schweren MGs, hinein. Zwei T. 34 wirken moralisch auf die Angreifenden so, daß sie hinken. Einer davon wird durch ein Sturmgeschütz erledigt und läßt seine Panzfahne in den herabfallenden Abend wehen. Der andere ist auf der Hut. Drei Panzerverluste in zwei Tagen sind fühlbar. Unsere Angriffswellen kommen nicht durch sie müssen härteren Feuerhieb haben. Auch die eingetretene Verluste machen sich bemerkbar. Angesichts der Dunkelheit werden die Kampfhandlungen abgebrochen.

Unterdessen ist der Friedhof ebenfalls hart umritten gewesen, aber gehalten worden. In der Mitte steht es beherrschend aus. Hier scheinen die Sowjets die schwächste Stelle des Gefechtes zu brechen und ins Dorf selbst eindringen zu wollen. Der Bataillionsführer eilt vom vorgeschobenen Gefechtsstand zurück, läßt eine Handvoll Männer und besetzt den Dorftrand neu. Inbes erfolgt hier nichts. Unter den schmerzlichen Verlusten des Tages sind drei Offiziere, davon allein zwei Kompanieführer.

Um 10 größer ist der Jörn des Bataillionsführers, daß die Hauptkampflinie nicht zurückerobert werden konnte, um so verbissener der Wille, sie dennoch wiederzubolen. Das Regiment befehlt noch abends erneuten Angriff am folgenden Tag, obwohl zugleich die Sturmgeschütze und die Kampfgruppe der Division abgezogen werden müssen. Das heißt, daß namentlich das I. Bataillon als Kampfbesatzung von T. ganz und allein auf sich selbst gestellt ist.

Und nun zeigt sich, was ein deutscher Bataillionsführer mit langer Auslandserfahrung und

„Härte“ ist! Hauptmann V. ist längst das, was man todmüde nennt. Seine Stimme ist einem heiseren Krächzen gewichen. Aber er gibt nicht nach!

Abend und Nacht gehören der neuen Vorbereitung. Die geschwächten eigenen Kräfte müssen gesichtet und neu geordnet werden. Namentlich soll das III. Bataillon von anderen Ende her angefaßt werden. Zwei Stoßtrupps gehen von der Friedhofshöhe aus. Einziges Merkmal für die Grenadiere werden zwei immerhin leicht empfindliche Selbstfahrlafetten sein.

Die Stoßtrupps treten um 6 Uhr in der Frühe des dritten Tages an. Fast gleichzeitig beginnt der Feind einen mühsamen Artilleriebeschuss. Die Stoßtrupps arbeiten sich in einem Verbindungsgraben zur Kaserne vor. Es geht langsam. Und der Hauptmann V., der nun wie ein Tiger laucht und reizbar ist, begibt sich ins Dorf zurück, um mit wenigen Männern persönlich weiter links auf die Kaserne vorzustoßen und den Angriff von der Flanke her zu entlasten und später den Graben aufzurollen. Sein Einbruch gelingt. Hauptmann V. eilt zum Friedhof zurück. Hier ist in zwei Wellen ein heftiger Kampf entbrannt. Der Feind hat scheinbar MGs, Scharfschützen mit Sprengmunition, Granatwerfer und Pak eingesetzt. Die Stoßtrupps im Graben kämpfen erbittert. Die tollen Wüsten des Ringens um Grabenrücken und über die Mäander mit Handgranaten und Wurfmünen wechseln von Sekunde zu Sekunde. Eine Selbstfahrlafette hat einen Treffer erhalten. Ein Kompanieführer ist gefallen. Die Stoßtrupps müssen zurückgenommen werden, nachdem ein Pak-Volltreffer den ersten fast argverletzt hat.

In der dritten Phase muß der Bataillionsführer selbst wieder heran. Uebbrig geblieben sind Männer vom Erbes, die noch feinerlei Kampferfahrung, geschweige denn die Härte für ein Stoßtruppunternehmen haben. Infanteriegeschütze bereiten vor, dann wird nach fast neun Stunden des Angriffs zum Letztmal angetreten. Ein Flammenwerfer ist der Brecher des Widerstandes. Und dann ist die Kaserne wieder in deutscher Hand!

Es hat ungeheure Anstrengungen gekostet, Tote und Verwundete. Aber die notwendige



Kampfpause

Es gibt nur wenige Augenblicke im Verlaufe der harten Schlacht, in denen die Grenadiere aus den Gräben sich durch eine Ruhepause erholen und durch einen kurzen Imbiß stärken können.

PK-Kriegsberichtler Collmer (PBZ. — Sch.)

Position für die weitere Sicherung ist wieder deutlich. Für die Sowjets können außer dem Erbes erwählten drei T. 34 über 200 Tote, über 100 Gefangene festgesetzt werden, dazu eine Menge Beutematerial. Eine Gefangenenaussage ergibt, daß die Stoßtrupps in eine sowjetische Beseitigung für die Eroberung der Friedhofshöhe hineingetroffen und damit wichtige Pläne des Gegners zunichte gemacht haben.

Die kleine Truppe ist am Abend erschöpft, aber unbändig stolz! Die Kameraden sind nicht umsonst gefallen. Die befohlenen Ziele sind erreicht.

Der Bataillionsführer geht nach drei Tagen Kampf um T. müde und glücklich in seinen Gefechtsstand zurück und meldet dem Regiment. Kriegsberichtler Dr. Friedhelm Kaiser.

„Wir geben ihnen nichts zu essen“

PK. Allmählich hat es sich überall in Italien herumgeprochen, wie brutal die Engländer und die Amerikaner die italienische Bevölkerung, der sie Freiheit, Frieden und Brot zu bringen versprochen, in Wirklichkeit behandeln, auch dann, wenn sie Italiener in schnell angeworbene und, in noch zahlreicheren Fällen, in einfach gerechte Arbeitsformationen für ihre Zwecke einspannen.

Diese schändliche Behandlungsweise, die sich den vielfachen Untaten, Mißhandlungen und tollhässlichen Uebergriffen verhältnismäßiger Stellen würdig an die Seite stellt, ist, da sie als mündliche Abmachung zwischen dem modernen Sklavenhändler der westlichen Demokratien geschlossen wird, nur selten beweiskräftig schwarz auf weiß zu fassen.

Das aber, was ein feindsidiger Pioniereverband in Süditalien als schriftliche Weisung an seine Gliederungen in der Frage des Eintrages und der Behandlung italienischer Arbeitskräfte herausgab, spricht Bände und kann auch vom Gegner nicht weggelugnet werden. In dem betreffenden Passus steht klipp und klar zu lesen: „Es wird verlangt, daß die Arbeiter auf der Grundlage ausgehoben werden, daß sie ihre eigene Tagesverpflegung mitbringen. Wenn sie es nicht tun, ist es ihr eigenes Mißgeschick. In keinem Falle geben wir ihnen zu essen oder nehmen sie mit zum Mittagessen!“

Wenn man die Verhältnisse in den besetzten süditalienischen Gebieten kennt, wo es die erste Handlung der Besatzungsbehörden war, alle Lebensmittel unter Aufsichtung auch der dringlichsten Bedürfnisse der Zivilbevölkerung zu beschlagnahmen, um so den Schwierigkeiten des eigenen Nachschubes über See, der ständig von deutschen U-Booten und noch in den Festlandshäfen von deutschen Bomben- und Kampfluftzeugen in fähigen Angriffsunternahmen angegriffen und schwer angeschlagen wird, zu entgehen, so kann man nur sagen, daß solche Worte der Schandtat noch den Hofn hinausfügen.

Aus diesen schändlichen Worten: „Wir geben ihnen nichts zu essen!“ schreit uns die Frage des hochmütigen grünelnden Spionats entgegen, das vom Herr verzerre Antlitz eines jüdischen Zwingherrn, der mit der Peitsche vom Gegner nach seiner Selbstkaufgabe, nachdem ihm seine Lebensmittelvorräte geraubt worden sind, Arbeitskraft fordert. Dabei ist es ihm gleichgültig, ob der zum Ban von Verlorungsstrafen, Flugbafen und Gefängnisstrafen gezwungene Arbeiter vor Hunger freiert. „Wir geben ihnen nichts zu essen!“ Dieses Wort einer amtlichen militärischen Stelle klingt dem italienischen Volke wie ein dröhnender Fanfarenstoß in die Ohren. Das ist das Ende der Verheißungen, die ihm einst vorgekauft wurden.

Arbeitsflauen für die Kohlengruben Englands, Arbeitsflauen für australische Firmen — dazu sind heute italienische Männer und Jünglinge gut genug! Immer mehr fällt auch dem verblendeten Italiener die Binde von den Augen. Er lernt denn zu fluchen, die ihn in dieses Verderben geführt haben.

Kriegsberichtler Lutz Koch.

Das Lied in der Nacht

Am Lagerfeuer in Montenegro Bergen / Von Kriegsberichtler Dr. Josef Michels

PK. Es war seltsam genug. Einer von ihnen hatte begonnen, ein Lied vor sich hinzusummen, ein wenig schüchtern und in seine Gedanken hinein, als er die Flamme anfing zu lauschen. Er hatte sich auf den Arm gestützt und über das Feuer hinweg in den finsternen Tag geschaut. Es tat gut, die Flamme des Feuers zu sehen; nicht um der Wärme willen, denn der Abend war mild, und es würde erst später, wenn sich die Schritte der Dämmerung über den Bergen dichter ineinanderwoben, kühlere werden. Aber gut war es, die Flamme zu sehen. Sie war Leben, das man sah, und das Gleichmaß vieler Stunden, die bleierne Schwere durchwacher Nächte und der Druck in den Schultern vom Tragen der Waffen und Funkgeräte lösten sich in Licht und Gut dieser Flamme.

Sie waren vier Tage und Nächte durch die Berge Montenegros gezogen, durch kalte Felsen und bewaldete Höhen, Jäger eines Bataillons, das den Kessel schloß, in den kommunistische Banden getrieben waren. Sie hatten in den ersten Tagen mit mandem Bandenmitglied im Kampf gelegen — ein Kampf voller Lüge des Gegners, voller Kräfte der Scharfschützen, — und hatten in den Nächten jeden Hinterhalt zu vermeiden genutzt. Die Stunden der Nacht verlangten alle Wachsamkeit. Und was für eine Stunde Ruhe gönnte durfte, fühlte die Kälte des herbitlichen Jahres und den ersten Frost, der in den Boden drang. Sie hatten nichts als eine Jeltbahn, in die sie sich hüllen konnten.

Am dritten Tage schien es so, als wäre in den höchsten Bergen kein einziger der Banditen mehr zu finden. Kein Schuß fiel. Aber die Jäger wußten, daß es nur das alte Spiel der Banden war: auszuweichen, um dann an anderer Stelle wieder aufzutreten, im Rücken abzuriegeln oder in den Nächten heranzuschleichen. Es würde ihnen nicht gelingen, durch die Abriegelung durchzubrechen, die Jäger hatten den Ring geschlossen. Aber in den Nächten durfte die Wachsamkeit nicht geringer werden.

Die Marschleistung am Tage war noch größer als sonst. Die Sonne hatte wenig von ihrer Kraft verloren. Es war ein schöner, farbenprächtiger Herbst. Sie hatten alle ein Gefühl für diese Schönheit, für die feinen Abtönungen zwischen Grün und Gelb und Gold. Aber dann hatte die Ermüdung in den Schläfen wie ein böses, lauerndes Wesen und begann zu brennen und zu pochen, der Durst quälte, und wenn eine Höhe erreicht war und die nächste schon wie zum Greifen dem Auge darbot, lag doch wieder eine Schlucht dahinschneidend und mühsam durchzusehen. Die Glieder wurden schmerzlicher, das Auge irrt an mancher Schönheit vorbei. Sie ließen nicht nach in ihrer Pflicht und keiner verlor viele Worte darüber, daß die Marschverpflegung, die auf zwei Tage berechnet war, für vier reichen mußte. Sie waren auch nicht enttäuscht, daß nicht die Banden folgten, sondern jene vom anderen Bataillon, denen sie die Aufgaben zugewiesen hatten. Sie hatten ihre Aufgabe erfüllt, das Ganze war gelungen, und sie hatten ihren Anteil daran.

Nun kamen sie ins Tal. Sie sollten in dieser Nacht schlafen können, nicht im Freien in einer Jeltbahn. Es fanden ein paar Stützen im Tal. Hier wohnten Nationalisten, ein kleiner Teil nur, fast von Glück angetrieben, das sie beim Anblick der Deutschen hielten, die ihnen halfen bei der nationalen Erneuerung des Landes. Sie boten gern eine Schlafstätte und hätten mehr gegeben, Milch, Käse und Brot, aber sie lebten selbst spärlich und karg. Die Banden hatten ihnen fast alles genommen.

Ob ein paar Kartoffeln erwähnt wären? „Kartoffeln?“ Einer sprach es aus, und er sprach es so, als meinte er etwas lange Erprobtes und hätte längst vergessen, daß er noch am Tage vor dem Einlaß Kartoffeln hatte. Aber es lag noch etwas anderes darin, ein Klang, der nicht allein den Genuß der Kartoffeln meinte, denn er träumte diesem Worte nach und lag in das Tal hinein, und dann wandte er sich zu den anderen und war so auf-

geräumt, als wäre ihm etwas ganz Besonderes eingefallen: „Gebratene Kartoffeln! Machen wir ein Kartoffelfeuer.“

Nicht lange, und sie sahen um die Flamme des Feuers. Jener, der das Wort gesprochen und nachdenklich ins Tal gesehen hatte, sah eine Weile still da und sah in das schiedende Licht, das die Umrisse der Berge dunkler und weicher zeigte, bis er ein Lied vor sich hinzusummen begann. Vielleicht hatte er es einmal an einem Kartoffelfeuer seiner Heimat geungen, denn es klang wie eine Volksliedweise, und dann fand sich ein anderer hinzu, sie waren beide Niederlagen, und nun war es sein Summen mehr, sondern ein Lied, wie sie es von Kindheit an kannten.

Damit begann es, und dann drach es auch in den anderen durch, und alles, was in diesen Tagen und Nächten in den Schläfen gepöht und in den Schultern gedrückt hatte, löste sich. Ein Lied wechelte mit dem anderen, und es waren nicht nur stille Volksliedweisen. Denn plötzlich hatte ein jugendlicher Uebermut, als wäre er mitten aus der höher schlagenden Flamme heraus in die Nacht geprungen, die lagernden Jäger erfaßt, und es reiste sich manch frohliches, scherzendes Lied an das andere. Der Mond schwamm in einem goldüberhauchten Meer kleiner Wölken über den dunklen Ketten Montenegros, die den Liebenden zu lauschen schienen, verwundert, wie solche Klänge in ihre Einsamkeit, die nur den Klang des Windes und den Wiederhall eines Schusses kannten, herüberdrangen.

Pflichtlich nahm einer von ihnen ein Grashalm in den Mund und blies darauf. Die anderen schwiegen, aber sie wußten nicht, daß er so schlichte, schwermetallische Weisen auf einem Grashalm zu blasen vermochte. An diesem Abend erlaubten sie es. Sie schwiegen, und als er beendet hatte, sahen sie noch eine Weile still beisammen, während die Flammen langsam ineinanderzickelten.

Als sie aus der Glut die Kartoffeln nahmen, fanden sie, daß sie so gut waren wie auf den Feldern ihrer Heimat; denn jeder von ihnen konnte sich an Kartoffelfeuer der Heimat erinnern. Aber hätte man sie gefragt, wie sie denn mundenen, so wäre von jedem die Antwort gekommen, keine hätten besser geschmeckt als diese am Abend des vierten Tages ihres Eintrages.

HANS HEISE Jugend

Aufruf der Jugend

Alle Rechte bei: G. Duncker Verlag, Berlin

(7. Fortsetzung)

Hinnerk sowohl wie Luise dankten dem glücklichen Zufall, der ein Alleinsein ermöglichte. Beide ahnten sie nicht, daß der so sehr erwartete Besuch von Hermann nur erkundend war und sie sahen auch nicht das verdamnte Geklingel, mit dem er das Zimmer verließ.

„Du mußt mich anhören, Luise“, sagte Hinnerk ernst, kaum daß sie allein waren, Vorkisch blickte er zur Tür hinüber. „Wir können doch unbelästigt sprechen?“ Sie nickte. Eine starke Unruhe ergriff sie. „Wir haben einen Bund gebildet“, fuhr Hinnerk fort. — „Einen Bund?“ fragte Luise. Sie ergriff seine Hand, sah ihn ängstlich an. „Was bedeutet das?“

Er erklärte es ihr. Mit klärenden, fieberhaft dahindringenden Sätzen sprach er auf sie ein. Es verwirrte sie. Sie hörte ihm bald nicht mehr zu, konnte es nicht, sie hatte sofort begriffen, daß es sich um eine Verlobung, ein Komplotz handelte. Sie war zerrissen von widerstrebenden Empfindungen, fühlte, daß es unmöglich war, ihm jetzt, in diesem Augenblick, von ihren eigenen Sorgen zu sprechen, obwohl es ihr notwendig erschien. Er ließ sich auf Gefahren ein, die in all ihren Verdächtigungen nicht auszuweichen waren. Eine Verlobung gegen die Franzosen! Sie würden ihn zwingen leben, ihn erschließen, wenn es herauskam oder wenn die Freunde Fehler begingen und sich selbst verrietten.

Als er endlich schwieg, mit beglückterten Blicken an ihr, ihre leidenschaftliche Zustimmung erwartete, da brachte sie floselnd hervor: „Aber das ist doch...“

„Mein Vater?“ Hinnerk sprang auf; höhnisch, erbittert hatte er die beiden Worte herausgehohlet. „Aeltere, erfahrene Leute...“

„Ippotee er jooann.“ Er war plötzlich herausgerissen aus seiner kühnen Begeisterung. Die Hände auf dem Rücken verkränkt, blickte er auf die Straße. Luise war den Tränen nahe. Die Verlobung, die Enttäuschung, die Hinnerk gepakt hatte, sprang sie an wie ein starrer Hauch. Sie wollte zu ihm gehen, ein ärztliches, verhängnisvolles Wort sprechen, aber sie wagte es nicht. Mit einer unruhigen, gequälten Bewegung alteten ihre Hände über die blaßgelbe Seidentasche, als suchten sie Halt und Stütze. Ihre eigenen Sorgen waren nun auf einmal wie ausgelöscht. Von diesem Augenblick an, da Hinnerk den unbedachten Entschluß gefaßt — und nicht anders konnte sie es ansehen — schwebte er in einer fährlichen Gefahr. Würde sie ihn nicht warnen? War es nicht ihre Pflicht? Sie liebte ihn doch, wie Gott, sie liebte ihn!

Die Stille im Zimmer wurde ihr unerträglich. „Ich sage ja nicht, daß ich es nicht verstehen könnte“, begann sie mit leiser, schwächerer Stimme. „O nein, ich verstehe dich nur zu gut, Hinnerk, aber...“ Warum wandte er sich nicht einmal zu ihr um? Warum harrete er nur immer in dieser bösen reglosen Starre und Kälte zum Fenster hinaus? Ungefährer noch, abgerender fuhr sie fort: „Es gibt dabei... ein solcher Entschluß will doch zeitlich durchdacht sein, nicht du, und da glaube ich nun...“

„Er habe Berum, zornig und unbedenklich stieß er hervor: „Ich danke für deine Ratlosigkeit!“

„Hinnerk! Entsetzt sah sie, daß er zur Tür eilte, stracks an ihr vorbei, ohne sie auch nur anzublicken.“

„Hinnerk, ich...“

„Aber da war es bereits zu spät. In der Tür, die Hinnerk während aufstieß, stieß er mit Karoche zusammen. Hinnerk brumnte ein paar Worte, die sie nicht verstand. Dann war er fort. Sie aber war plötzlich allein, gefährlich allein, mit

Marie Francois Vorache, Dragonerleutnant der napoleonischen Armee.

„Wer ist eigentlich dieser aufgeregte junge Mann?“ fragte er mit einem mißtrauischen Schelm.

Erst gegen Abend dieses Tages kam Hinnerk nach Hause, denn er hatte auch die übrigen Freunde, mit denen er beim Feiern zusammenkam, angezogen und sie für seine Wüsten genommen. Wieder alle Gespielenheit wurde ihm die Haustür von seiner Mutter geöffnet. Verlorang fragte die kleine arme Frau nach seinem langen Ausbleiben. Abend legte er den Arm um ihre Schultern und versuchte, sie mit einigen nichtsagenden Redensarten zu beruhigen. Er fühlte deutlich, daß es ihm mißlang.

„Was ist es mit...“ mit dieser „Gilde der Schwärmer?“ fragte sie ängstlich. — „Er lachte, blieb stehen. Sofort regte sich in ihm ein mißtrauisches Gefühl. „Wovon redest du da?“ Die Mutter sah die kleine, festredende Unmutsalte, die oberhalb seiner Wadenmural aufstieg, und die sie so gut kannte. Sie erschrak, war verunsichert, auszuweichen, mit einem Scherz vom Gesicht eine andere Wendung zu geben, doch vermochte sie es nicht. Zu sehr war sie erregt durch die Dinge, die sie gehört hatte. „Senator Rodde war vorhin bei Vater“, sagte sie. — „Ach so, — natürlich, der Rodde!“

„Er sprach davon, daß du einen gefährlichen Bund gegründet hättest, eine „Gilde der Schwärmer“, so brüdete er sich aus. Du weißt ja, er hat oft eine ironische Art, die mir mißfällt, obwohl ich zugeben muß, daß er ein verdienstvoller, kluger Mann ist.“

„Ein „Gilde der Schwärmer“ — das steht ihm ähnlich! Nun er wird sich noch wundern, der Herr Rodde wird sich verdammt wundern!“ rief Hinnerk gereizt. — Die arme Frau bebte vor Angst, Hinnerk sah es nicht. „Vater ist schrecklich nervös, mein Junge, er sagte, du wärest nichts als Torheiten im Kopf. Sieh, ich weiß ja, daß du nichts Schlechtes tun wirst, und auch Vater weiß es natürlich, aber schließ-

lich... wenn ältere, erfahrene Männer dich warnen, wenn sie...“

„Es ist gut, Mutter“, sagte Hinnerk. Ältere, erfahrene Männer, dieses Wort, das ihn schon einmal an diesem Tage mit heller Empörung erfüllt hatte, traf ihn auch jetzt. Mühsam nur beherrschte er sich. „Du sagst selbst, daß ich nichts Schlechtes tun werde. Mutter, und darauf geht es dir mein Wort. Aber ich bin kein Kind mehr!“

„Hinnerk!“ Der Vater ersah plötzlich, er hatte Hinnerks Kommen, auf das auch er mit Wangen wartete, geblüht. Lang und dünn, in einem engen, olivgrünen Hausmantel, der mit einer schwarzen Kordel verknüpft war, stand er im Türschwengel seines Kabinetts. Hinnerk blickte zunächst bei seiner Mutter. „Guten Abend, Vater!“ rief er. — „Ich habe mit dir zu reden, mein Junge, und ich will dir einquartieren. Mutter wird haben auch mir Einquartierung. Mutter wird es dir wahrheitsgemäß schon berichtet haben. Ein Oberst von der Artillerie.“

Hinnerk blickte die Mutter an. „Pierre Veaux heißt er“, sagte sie schüchtern, als müßte sie sich entschuldigen, daß sie die Einquartierung in der Sorge um den Sohn ganz vergessen hatte. — Sicherlich ist der Oberst Veaux ein scharmanter Herr, war Hinnerk versucht, den Vater höhnisch zu fragen, da hörte er ihn sagen: „Aber natürlich, ein Herr von angenehmen Manieren, der Herr Oberst, nicht wahr, Mutter? Aber nun laß mich bitte allein mit Hinnerk, du wirst dich schlafen legen. Gute Nacht.“

Hinnerk küßte die Mutter auf die Stirn. „Sei beruhigt, Junge, verpöcht es mir“, bat sie flüsternd. „Schon gut, Mutter, ich bin vernünftiger als ihr alle zusammen“, meinte er lächelnd. Dann ging er, sich noch einmal umwendend, um der Mutter herzlich zuzuwinken, in das Kabinett, dessen Tür der Vater vor ihm weit geöffnet hielt.

„Also, Senator Rodde war hier“, sagte Hinnerk drin in einem leichten, fast frohlichen

Tone. — „Allerdings. Der Anlaß seines Besuchs war leider kein erfreuliches.“ Ein Mann mit einer reichen Lebenserfahrung, nicht wahr?“ — Roggentin empfand den ironischen Ton des Sohnes als Unverschämtheit, aber er hatte sich vorgenommen, mit ihm ruhig und leidenschaftlos zu sprechen, und er ließ sich dadurch nicht reizen. „Zweifellos ist er das“, sagte er nur. „Aber willst du dich nicht sehen?“ Er nahm zwei Gläser und die portweinähnliche aus dem Schrank, gab ein, während Hinnerk sich in einen kleineren Sessel, den größeren des Vaters gegenüber, setzte. Zwischen ihnen stand ein Tavolino aus Ebenholz mit eingelegerter Eisenarbeit.

„Ein ausgezeichnetes Gedanke von dir, Vater, für ein Glas Wein zu sorgen“, meinte Hinnerk. „Wenn man wie ich tagsüber unterwegs gewesen ist, dann freut man sich abends über eine kleine Erfrischung.“

„Du“, Roggentin hob das Glas, trank, sah Hinnerk mit einem Schräglächel an. „Es fiel ihm häufig immer schwerer, sich beherrschend zu zeigen. Auch Hinnerk trank. Zwischen Vater und Sohn stand eine unausgesprochene, verbale Spannung. Roggentin legte das Glas ab, wuschte sich mit dem spühenbesten, leinenen Taschentuch den Mund.“

„Ich finde es unrecht, wie du deine Pflichten mir und der Firma gegenüber vernachlässigst“, sagt er bekümmert. „Gerade in Zeitläuften wie den augenblicklichen hat man nicht zu desertieren. Du hast annehmend ganz verstanden, daß du im Dienst unserer Firma bleibst.“

„Dürst aus nicht, Vater“, entgegnete Hinnerk, ebenfalls betont ruhig. — „Aber ich darf annehmen, daß die meisten geschäftlichen Dinge, die in diesen Tagen der allgemeinen Wirrnis zu erledigen sind, dir keine große Mühe verursachen werden.“

„Es gibt etwas, das wichtiger ist als das Geschäft.“ — „Für einen Kaufmann gibt es nichts Wichtigeres als seine Firma“, sagte Roggentin rasch.

(Fortsetzung folgt.)

